

Emilio Lledô

Ethik und Gedächtnis



Geboren 1927 in Sevilla (Spanien). Studium der Philosophie in Madrid. Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung 1954 in Heidelberg. Promotion 1956. Professor an der Universität La Laguna 1964, an der Universität Barcelona 1967, seit 1978 an der Universität Madrid. Bücher u. a.: *Der Begriff Poiesis in der griechischen Philosophie* (1961); *Philosophie und Sprache* (1970); *Sprache und Geschichte* (1978); *La Memoria del Logos* (1984). Adresse: Departamento de Filosofía, Facultad de Filosofía, Universidad Nacional de Educación a Distancia. Senda del Rey s. n., Ciudad Universitaria. E-28040 Madrid.

Das Hauptziel meiner Arbeit am Wissenschaftskolleg war, eine Untersuchung der „praktischen Philosophie“ von Aristoteles durchzuführen. Schon in vorhergehenden Jahren hatte ich einige Studien über die Aristotelische Ethik veröffentlicht und mich mit den Platonischen „Nomoi“ beschäftigt. Aber mein Interesse für eine neue Interpretation der Platonischen und Aristotelischen Werke, die mit der „Polis“ und der problematischen *Eudaimonia* zu tun haben, führte mich dazu, ein umfassendes Buch zu schreiben, in welchem ich all diesen Fragen ausführlich nachgehen konnte.

Einer der Standpunkte, von denen aus diese Unternehmung durchgeführt werden kann, besteht in der Analyse einiger wichtiger Begriffe der griechischen Ethik. Unter diesen Begriffen treten „eudaimonia“ und „philia“ hervor. Der Begriff „philia“, dem Aristoteles zwei Bücher der „Nikomachischen Ethik“ widmete, wurde m. E. in der modernen Ethik nicht ausreichend analysiert. Die Gefühlsbindung zwischen den Menschen ist—zusammen mit der Sprache— die wichtigste Art von Solidarität.

Während die Sprache im Prinzip den Bezug zur realen oder abstrakten Welt impliziert, die anders ist als die der Menschen, die in der Kommunikation miteinbezogen sind, stellt die „philia“ eine Art direkter Beziehung zwischen den Freunden her.

Obwohl die Nützlichkeit eine wichtige Rolle in der Aristotelischen Analyse der „philia“ spielt, entsteht diese als ein vorangehendes Gefühl jeder möglichen Vermittlung der Nützlichkeit.

Die besondere Art der Beziehung, welche die „philia“ zum Ausdruck bringt, geht nicht so sehr auf das Erkennen zurück, sondern darauf, sich das Sein des anderen anzueignen und dem eigenen Sein einzuverleiben. Diese Einverleibung aber führt zu einer Erweiterung des privaten Bereiches in ein Gebiet, in dem die Idee der Gerechtigkeit auftaucht. „In der Entstehung der Gesellschaft existiert die Freundschaft ohne die Gerechtigkeit, und sie ist ihr bei ihrem Entstehen sogar hinderlich. Ist sie aber einmal hervorgegangen, so kämpft sie mit ihr. Auf diese indirekte Weise und durch Zwang bereitet die Freundschaft das Entstehen der Gerechtigkeit vor. Die Gerechtigkeit ist die verallgemeinerte Freundschaft.“ (L. Dugas)

Die Analyse der Probleme, die aus den Verwicklungen zwischen Freundschaft, Glück und Gerechtigkeit entstanden sind, hat zu einem ausführlichen Manuskript geführt, das ich im kommenden Jahr für die Veröffentlichung bearbeiten werde. Die Verspätung ist auf die übermäßige Erweiterung des ersten Kapitels meiner Untersuchung zurückzuführen. Die Probleme, die dort behandelt wurden, erforderten eine genauere Darstellung. Aus der neuen Fragestellung ist ein Buch entstanden, dessen Niederschrift mich in den letzten Monaten beschäftigt hat. Auf das ausgezeichnete Fachpersonal der Bibliothek, das allen meinen bibliographischen Anforderungen zu entsprechen mußte, ist auch diese, wie ich glaube, fruchtbare Verspätung zurückzuführen.

Das Buch wird den Titel *Die Zeitlichkeit der Schrift* tragen. In diesem Buch habe ich die Verbindung zwischen *Memoria* und *Schrift* darzustellen versucht und dabei auch einige Probleme der Sprachphilosophie und der Kommunikationstheorie behandelt. *Die Zeitlichkeit der Schrift* greift in die gegenwärtige Diskussion des „Textdualismus“ ein, auf die Richard Rorty in seiner Arbeit *Nineteenth-Century Idealism and Twentieth-Century Textualism* hingewiesen hat.

Die eigentümliche Form des Idealismus, die in der Konsumgesellschaft durch den Konsum von Informationen und infolgedessen von Texten gekennzeichnet ist, bringt einige problematische Merkmale unserer Kultur zum Vorschein. Die *Zeit* des Lesers und die *Zeit* des Autors weisen eine eigenartige Horizontverschmelzung auf, in der die Rezeptionstheorie verkörpert und begrenzt wird. Hier erreicht die Rezeption einen wirksamen Bestandteil, eine „enérgeia“, in der die Persönlichkeit des Lesers, des Interpreten, gestaltet wird, und wo bestimmte Werte, die dieser „enérgeia“ eine ethische Perspektive geben, einwirken.

Die Gegenüberstellung von individuellem Gedächtnis (Biographie) und kollektivem Gedächtnis (Sprache), die durch die Schrift als „pharmakon“ — worauf sich die Zeitlichkeit stützt — gebunden ist, eröffnet ein

ausgedehntes Gebiet, in dem besondere Probleme der „literacy“ und der „orality“ auftauchen.

Der Versuch, das Phänomen der Schrift, das unter den Vorurteilen jedes Lesers und in der Tiefe seines ideologischen Gewebes auftritt, zu untersuchen, wird sich in der Erforschung der griechischen Philosophie als sehr fruchtbar zeigen. Diese Schriften, die in die unerschöpfliche Gegenwart der Tradition eingegliedert sind, erscheinen jedoch in der gegenwärtigen Zeit des Lesers, der diese Texte interpretiert. Aber vielleicht sind aufgrund der Jahrhunderte alten philologischen „Begleitung“ dieser Schriften die Worte der griechischen Philosophen zum Schweigen gebracht. Man könnte jedoch, wenn man von der platonischen Theorie des Wortes als „Samen“ ausgeht, den Versuch unternehmen, einige Partien der Werke dieser Philosophen unter diesem Aspekt zu verstehen. Die Schrift bringt nicht nur das Gesagte zum Ausdruck, sondern sie bahnt einen Dialog an, in dem die Worte des Gesagten etwas anderes sagen, das sich im Gedächtnis dessen, der sie rezipiert, also in dessen Sprache, eröffnet.

Die Tradition ist in dieser ursprünglichen Rezeption vorhanden, in der die gegenwärtige Zeit des Lesers die vergangene Zeit der Schrift belebt. Dieses Beleben hat selbstverständlich verschiedene Schichten. Forschen in der Sprache bedeutet bekanntlich, den Text und den theoretischen Horizont, der ihn umringt, zu befragen. Dieses Befragen geschieht jedoch immer von einem bestimmten Individuum, das in der Zeit seines Lebens nur einen beschränkten Standpunkt seiner einzigartigen Rezeption konkretisiert. Die Untersuchung beabsichtigt, die Antworten, die die Texte der Philosophie auf diese Fragen geben können, deutlicher vernehmbar zu machen.

Diese Fragen sind also bereichert durch meine Arbeit als Leser, besonders aber durch die „orality“ unvergeßlicher Gespräche mit den Fellows. Dem Wissenschaftskolleg verdanke ich unter anderem die Möglichkeit, daß ich mich mit solch außergewöhnlichen Kollegen in Verbindung setzen konnte.